Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 28. 2. 1937 | Nr. 9

Der Wiking fährt über die Meere.

Es gibt kaum irgendwo etwas Stolzeres, Größeres in der Geschichte, als die Wikingerstürme.

Diese Helden der schnellen Schiffe lebten das kärglichste Leben, und waren doch die tapfersten Kämpfer. Sie eroberten den reichsten Süden und wurden von allen Völkern gefürchtet; aber dennoch feierten sie nie ihre Siege, wurden nie faul, hörten nie auf, neue Mühen und Kämpfe auf sich zu nehmen.

In Europa war Friede und Ruhe eingezogen. Alle Völker galten gleich, man fragte nicht mehr nach gesundem Blut, sondern nach frommem Sinn. Über die einst so kampffrohen Germanen war die stille Zeit des Friedens gekommen.

Da brach der Wiking los. In riesigen Stürmen überrannte er die schwachen Staaten, kämpfte sie nieder und baute mit ihnen noch einmal germanische Reiche.

Viel Blut haben die Wikinger-Kriege gekostet. Aber immer haben die rauhen Nordmänner noch mehr gebracht, als sie nahmen:

Wikinger-Blut baute die Staaten Europas.

Von Norwegen, Schweden und Dänemark, über Frankreich, England, Italien, bis hin zum Russischen Reich — überallhin floß Wikinger-Blut. Wir aber sind stolz auf diese Helden, die nicht um Gut und Geld fochten, sondern die aus Freude am Heldischen nur den Tapferen achteten.

Groß und mächtig erstreckte sich das Reich der Wikinge über ganz Europa. Nie hatten die freien Stämme des Nordens dieses riesige Reich geliebt, das alle Völker verschlang und gleichmachte. Es begann der große Wikinger-Sturm, der durch Jahrhunderte nicht mehr aufhören wollte.

*

Die Normannen machen Heerzug auf Heerzug nach Frankreich, stehen mehrmals vor Paris, zerstören die Städte und sind durch Jahrhunderte der Schrecken Frankreichs. Erst als ihnen dann die Normandie als Lehen übergeben wird, bauen sie dort ihren Staat und lassen dem Lande Frieden.

England ist mehrmals das Ziel großer und vieler kleiner Wikinger-Fahrten. Im Jahre 1066 erobert der Normanne Wilhelm I. das Inselreich, das vorher viel Schweres unter immer fremden Herrschern durchgemacht hat.

Von Norwegen aus haben Wikinger Island und später Grönland besiedelt. Ja, Wikinger-Boote erreichten damals schon den Boden Amerikas. Auch in die hohen Gewässer der Arktis haben Wikinger-Boote Entdeckungsfahrten unternommen.

In Rußland herrschte unablässiger Streit, nie wollte eine feste Ordnung in dem sonst trägen und friedliebenden Völkergemisch zustande kommen. Da rief man die Waräger, einen schwedischen Wikinger-Stamm, zu Hilfe und bot ihnen die Führung des Reiches an. Der Wikinger Rurik gründete das Russische Reich.

Auch nach Italien sind Wikinger gezogen, die spanischen Lande haben sie erobernd durchstreift. In der ganzen Welt kannte man ihren Namen. In Konstantinopel dienten sie dem dortigen Kaiser als beste Truppe.

Sie waren die besten Seefahrer, die tapfersten Helden und die größten Kämpfer. In ihnen lebte ungebrochen das junge germanische Volk. Weil sie ihrem Volke treu blieben und ihr Blut rein hielten, deshalb waren sie die Tapfersten ihrer Zeit.

(Aus: „Die Jungenschaft". Berlin 1936, Folge 1.)

Wikinger bauen ein Reich.

Weite, unermeßliche Weite zeichnet das Land im Osten Europas aus. Ob man im Norden die schwermütige Tundra betritt, oder im Süden durch die leuchtende Steppe fährt, oder ob man den tiefen Waldgürtel zwischen beiden Zonen durchwandert, immer hat man den Eindruck von Grenzenlosem, Unendlichem. Selbst die Flüsse und Seen haben hier Ausmaße, wie man sie sonst im Abendland nicht kennt. In dieser für den Fremden fast unheimlichen Größe und Weite liegt das Rätsel des Landes und des Volkes, das dort wohnt. Wo man auch seine fast tausendjährige Geschichte aufschlägt, stets findet man, daß Menschen, Zustände, Ereignisse anders waren, nicht in unserem Gesichtsfeld zu erfassen, und mit unseren Anschauungen zu begreifen, in vielem uns wesensverwandt und doch wieder in ebenso vielem wesensfremd, halb europäisch, halb asiatisch, aber zu allen Zeiten durch die Größe und Weite des Raumes in ihrem Wesen und Handeln bestimmt.

Über den Anfängen des Russischen Reiches schwebt, wie über allen großen Staatsgründungen, das geheimnisvolle Dunkel der Sage. Ein buntes Gemisch von slawischen Völkerschaften, die in ständigem Hader miteinander leben, wogt auf der gewaltigen Ebene zwischen Wolga und Donau, Newa und Dnjepr hin und her. Am Ilmensee, wo das heutige Nowgorod steht, und in der mittleren Dnjeprgegend, oberhalb der gefürchteten Stromschnellen, nehmen die Verhältnisse zuerst greifbare geschichtliche Gestalt an. Von den nordischen Stämmen ergeht etwa um die Mitte des 9. Jahrhunderts die Aufforderung an die „Russen" (skandinavische Wikinger): „Unser Land ist groß und reich, doch es ist keine Ordnung in ihm; so kommt und herrscht und gebietet über uns." Drei Brüder (Rjurek, Sineus und Truvor) folgen dem Ruf, brechen auf mit ihren Mannen, setzen sich in Nowgorod, Beloozero und Isborsk fest und herrschen. Aber der germanische Wandertrieb läßt die gerufenen Gäste hier nicht Genüge finden. Auf dem alten Handelsweg, der die Ostsee mit dem Hellespont verbindet, folgt eine abenteuerliche Schar dem Lauf des Dnjepr, gelangt an eine kleine Feste, die sich Kijew nennt, nimmt von ihr Besitz und erreichtet auch hier die warägische Herrschaft.

So steht es geschrieben in der sogenannten Nestor-Chronik: „Das sind die Erzählungen von den vergangenen Jahren, woher das russische Land seinen Anfang nahm, wer in Kijew zuerst zu herrschen begann, und wie das Russische Reich entstanden ist." „Nestor-Chronik" wird diese älteste schriftliche Urkunde russischer Geschichte genannt, weil sie vermutlich von einem Mönch des Kijewer Höhlenklosters namens Nestor mit Zuhilfenahme verschiedener älterer Berichte in der Zeit zwischen 1110 und 1116 verfaßt worden ist.

Die Geschichte Rußlands beginnt also nur wenige Jahrhunderte später als die des westlichen Abendlandes. Sie ist aber von vornherein im Gegensatz zu dieser eine ausgesprochene Städte-Geschichte und keine Stammes-Geschichte. Die Städte — Kijew an der Spitze, Nowgorod, Pskow, Polozk, Tschernigow, später Wladimir, Moskau, Twer und andere, wurden zu Trägern der Macht, zu staatlichen Mittelpunkten, während das umliegende Land in Abhängigkeit von ihnen geriet. In der Stadt residierte der Warägerfürst und übte mit dem Rat der Ältesten, der „Wetsche", die Herrschaft aus. Auch darin zeigte sich der Unterschied, daß als Oberhäupter in den einzelnen Städten als Fürsten Angehörige einer Dynastie saßen. Die Rjuriker regierten in Kijew und Nowgorod ebenso wie später in Wladimir und Moskau.

Die Zerstückelung des gewaltigen Raumes in eine Anzahl kleinerer Staaten, deren Fürsten einander heftig befehdeten, hatte jene politische Schwäche zur Folge, die es den eroberungslüsternen Tatarenhorden aus Asien leicht machte, ihre Herrschaft von der Wolga bis zum Dnjepr auszudehnen. Das schreckliche Tatarenjoch, das nach der siegreichen Schlacht an der Kalka unter Dschingis-Khan (1223) bis zu der Aufkündigung des Tributs durch den Großfürsten von Moskau, Iwan III. (1480), wie ein unsäglich schwerer Alpdruck auf dem russischen Volkskörper lastete, und das infolge seiner harten Bedrängnis jeden Aufschwung im Innern lähmte, hat die Entwicklung Rußlands zu einem Einheitsstaat um Jahrhunderte hinausgeschoben und seine Europäisierung gehemmt.

Ehe Rußland unter die Botmäßigkeit der „Goldenen Horde" fiel, hatte es den Anschein, als ob Kijew, der „Mutter der russischen Städte", die Aufgabe beschieden sei, den Einheitsstaat zu bilden und an seine Spitze zu treten. Aber nach dem Tode Jaroslav des Weisen büßte es die Vormachtsstellung ein, sank es von seiner schnell erreichten Höhe politischer, wirtschaftlicher und kultureller Bedeutung bald hinab. An seiner Stelle stieg das kleine Fürstentum Ssusdal mit der Hauptstadt Wladimir dank der Tüchtigkeit der dort regierenden Rjuriker allmählich in seinem Ansehen, das sich noch erheblich vergrößerte, als Moskau die Residenz wurde und Iwan I. mit dem Beinamen „Kalita", d. h. „Der Geldbeutel", der von dem Tataren-Khan das Recht erhielt, die Steuern selbst einzutreiben und an die „Goldene Horde" abzuliefern, 1328 den Großfürstentitel annahm. Sein späterer Nachkomme Iwan III. verfolgte die kluge Sammelpolitik seiner Vorgänger, die die einzelnen Teilfürstentümer dem Moskauischen Staat einverleibten, machte sich durch Abwerfung des Tatarenjochs zum unumschränkten Herrscher und gab seiner souveränen Stellung einen besonderen Ausdruck nach innen und außen, indem er sich den Titel „Zarj und Gossudarj" (Herrscher von ganz Rußland) zulegte.

So stand Moskau nun an der Spitze des Reiches, Residenz des Zaren und zugleich der höchsten kirchlichen Behörde, des Patriarchen. Symbolisch hatte es aber auch nach dem Fall Konstantinopels die Erbschaft von Byzanz übernommen. Die Vermählung Iwans mit der letzten byzantinischen Prinzessin Sophia Paläologue, seine Selbsterhebung zum Zaren und die Aneignung des griechischen Wappens deuten darauf hin. Im Volk setzte sich demzufolge der Glaube fest, die Weltherrschaft sei von Konstantinopel auf Moskau übergegangen und der Zar sei nicht nur die höchste weltliche Instanz, sondern überhaupt der Schirmherr der morgenländischen Kirche, der gesamten

Wir lieben die Stürme

Wir lieben die Stürme, die brausenden Wogen, der eiskalten Winde rauhes Gesicht. Wir sind schon der Meere so viel gezogen, und dennoch sank unsre Fahne nicht.

Unser Schiff gleitet stolz durch die schäumenden Wellen, jetzt strafft der Wind unsere Segel mit Macht. Seht ihr hoch droben die Fahne sich wenden, die schwarze Fahne, ihr Seeleut', habt acht!

Wir treiben die Beute mit fliegenden Segeln, wir jagen sie weit auf das endlose Meer. Wir stürzen auf Deck, und wir kämpfen wie Löwen, hei, unser der Sieg, viel Feinde, viel Ehr!

Spiel in Flandern.

Eine Novelle aus dem großen Kriege.

Von Hans Willi Linker.

Dritte Fortsetzung.

Die acht jungen Soldaten sitzen unter dem Holunderstrauch. Das Dämmerdunkel macht ihre Gesichter gleich. Der eine ist auch der andere. Da leise das erste der schlichten Lieder unter den Bäumen dahinweht, ist es auch ein einziger Klang: Das deutsche Soldatenlied mit aller Sehnsucht, mit aller träumerischen Gefühlstiefe, wie sie eben ein deutsches Volkslied hat. Ein Soldatenlied; ja, es gibt die starken, harten, die mannhaften, solche, die dem Marschtritt abgelauscht sind, und es gibt diese: der Soldat ist sehnsüchtiger Mensch, weitweg von dem, das seine Liebe hat und dem er sich, wo er in der Welt auch sein mag, in den einfachen Weisen seiner Lieder schenkt, sich selbst, sein Leid, seine Freude, seine Hoffnung, Glück und Trauer, Schmerz und Freiheit,. Klage und Frieden — die ganze Buntheit seiner klaren und geheimen Sehnsüchte.

Die acht Soldaten sitzen unter dem Holunderbusch und singen. Die Menschen dieses Hauses singen schweigend mit, denn in ihren Herzen blüht der Wohllaut der männlichen Stimmen, daß sie mit in den Ring eingefügt sind, der seinen matten goldenen Bogen durch die Abendluft zieht.

Wer weiß etwas von Piet, der nichts hört, der stumm ist? Die ihn lieben, wissen vielleicht von ihm, erahnen, wie er aus den Blicken und Gebärden seiner sorglichen Lieben erahnt, was in dieser Abendstunde über die Herzen streift. Über die Herzen derer, die singen, die singen müssen, weil alles in dieser Stunde dazu verlockt, die Sehnsucht nach der Heimat, nach dem Liebsten auf der Welt in ihren Liedern auszusingen. Über die Herzen der andern Menschen aber weht der Hauch wie das Glück des Abendfriedens, das Glück eines vergangenen Lebens und die Hoffnung auf künftige Tage.

Gretje schweigt auch in den kurzen Pausen, streicht wohl mal mit der Hand über das Haar und Maantje ist jung, lächelt, sie blüht.

Daniel Rescheleit aber ist glücklich. Nein, nicht ohne Wunsch glücklich. So ist das nicht. Glück hat Wünsche. Geheime. Glück ist doch meistens unserem Bewußtsein entrückt und nur selten offenbart es sich im Augenblick. Viel später — einmal in den Trichtern an der Somme — hat Daniel es gesagt: „Das Schönste war der Abend in dem Garten da oben in Flandern, da war ich glücklich."

Jetzt aber lacht er und holt immer neue Lieder aus seiner Erinnerung.

„Singen wir doch das eine aus der Champagne vom Wandern der Sonne entgegen!"

> Wer recht in Freuden wandern will,
> der geh' der Sonn' entgegen,
> da ist der Wald so kirchenstill,
> kein Lüftchen mag sich regen.

Der Mond liegt groß über den Bäumen und hört sich verwundert dieses Morgenlied ab. Aber es muß ihn freuen, denn er lauscht und wiegt sein breites Haupt im Rhythmus der schwingenden Melodie.

„Schaut euch den Lorenz da oben an, der singt wahrhaftig mit", deutet Bob hinauf.

„Also dann: Guter Mond, du gehst so stille", sagt Daniel.

„Nein", wehrt Bob. „Dieses nicht, ein anderes. Und ich will euch es nur vorsprechen. Zu allen Zeiten schrieb und schreibt man Gedichte an den Mond. Dieses von Matthias Claudius ist eins der schönsten."

Die Luft ist still. In langen dünnen Fäden zieht der Rauch aus den Pfeifen der Soldaten davon.

Bob legt die Hände ineinander.

> Der Mond ist aufgegangen,
> die goldnen Sternlein prangen
> am Himmel hell und klar,
> der Wald steht schwarz und schweiget
> und aus den Wiesen steiget
> der weiße Nebel wunderbar.

Leise legt sich in die Hand des Sprechenden eine andere, eine schmale kühle Hand.

> Wie ist die Welt so stille
> und in der Dämmerung Hülle
> so traulich und so hold,
> als eine stille Kammer,
> wo ihr des Tages Jammer
> verschlafen und vergessen sollt.

An Bobs Schulter ruht leicht der Kopf des jungen Mädchens, das so scheu war vor den anderen. Ein blonder Zopf ringelt sich über seinen Arm und legt sich über die Hände der beiden jungen Menschen. Bob fühlt die Innigkeit, die ihm geschenkt wird, so stark, daß es wie leiser Schmerz in seiner Brust klingt.

> So legt euch denn, ihr Brüder,
> in Gottes Namen nieder!
> Kalt ist der Abendhauch.
> Verschon uns Gott mit Strafen
> und laß uns ruhig schlafen
> und unsern kranken Nachbar auch.

Gretje erhebt sich langsam und geht ins Haus. Alle achten darauf, doch keiner regt sich.

Nach einer Weile sagt Daniel nur: „Ja, ja."

Und Bob: „Ja, Daniel, das ist die deutsche Innigkeit, die Liebe zu dem Einfachen. Und das ist Dichtung, die das

rechtgläubigen Christenheit. „Zwei Rom sind gefallen“, hieß es im Schrifttum jener Tage, „das dritte steht noch fest und ein viertes wird es nicht geben.“

Der Zar regierte uneingeschränkt, aber in allen wichtigen Staatsangelegenheiten fragte er die Duma um Rat, die aus dem alteingesessenen Dienstadel, den Bojaren, bestand. Sie waren die „uranfänglich ewigen“ Diener ihrer Herren — denn nur im Dienst des Fürsten konnte man Bojar werden — Souveräne im kleinen, die sich in ihrem Rang vornehmer dünkten, als die Abkömmlinge der Teilfürsten aus Rjuriks Geschlecht. Aus diesen eingebürgerten Vorrechten entstanden Zwistigkeiten, die das innenpolitische Leben des Moskowiterreichs im 16. Jahrhundert heftig beunruhigten. Iwan IV., mit dem Beinamen „der Schreckliche“, wandte sich zuerst voll Ingrimm gegen die Bojaren und verfolgte sie mit bestialischer Grausamkeit. In diesem vorletzten Wikinger, der große staatsmännische Fähigkeiten mit dem blutdürstigen Naturell eines launenhaften Despoten verband, entfaltete das moskow'tische Rußland noch einmal seine ganze Machtfülle. Unter seinem Nachfolger, dem schwächlichen Fjodor, begann der Niedergang. Nach dem Tode des letzten Rjurikers beherrschten ehrgeizige Bojaren und abenteuernde Emporkömmlinge eine Weile das Reich, bis es dann während einer verworrenen zarenlosen Zeit abgrundtief ins Elend versank.

Aus: Valerian Tornius, „Stern und Unstern der Romanows“, J. J. Weber, Verlag Leipzig.

Stanley Rogers:

Kleinsegler des Weltmeeres.

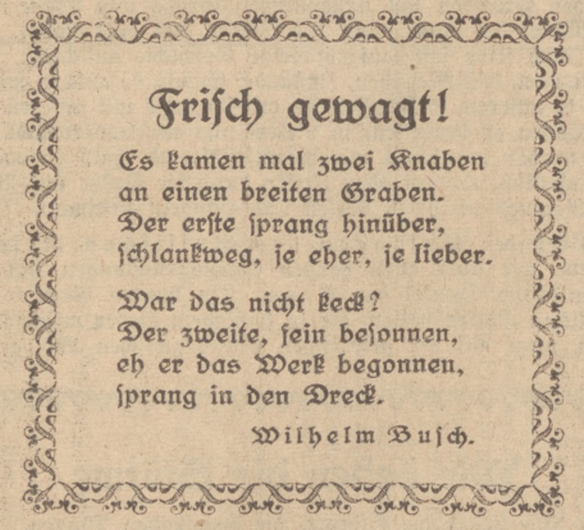
Von den Abenteuern des Grafen Luckner.

Wider Willen zum Kleinsegler in der Südsee wurde der Graf Luckner, der Kommandant des „Seeadler“, als er im Weltkrieg nach erfolgreicher Kaperfahrt wegen Mangels an frischem Proviant gezwungen war, Mopelia, eine der Gesellschaftsinseln, anzulaufen, wo eine durch ein Seebeben entstandene Flutwelle sein Schiff auf das Korallenriff schleuderte, so daß es zum Wrack wurde. Das Robinsonleben, das er und die Seinen eine Zeit lang führten, war er schließlich leid; ihr Wikingerblut trieb sie zu neuer kriegerischer Unternehmung wieder hinaus. Unter der Leitung von Leutnant Kircheiß hatten sie daher bald ein neues Boot gebaut, das einigermaßen seetüchtig war, obwohl man auch bei ruhigem Wetter täglich vierzig Eimer Wasser ausschöpfen mußte. Es war offen, etwa sechs Meter lang und hatte mitschiffs nur ganze achtundzwanzig Zentimeter Freibord, so daß es naturgemäß recht wenig Schutz gegen die andringende See bot; damit es nicht vollschlug, wurde bei schlechtem Wetter ein ringsum am Dollbord angenageltes breites Segeltuch mittschiffs herübergeklappt und dort mit der gegenüberliegenden Seite zusammengezurrt. Außer einigen Dosen Büchsenfleisch und etwas Speck bestand der Proviant größtenteils aus Hartbrot und Wasser. Ein Maschinengewehr, zwei Gewehre, einige Handgranaten und Pistolen bildeten die Bewaffnung. Die Besatzung bestand neben Luckner aus Leutnant Kircheiß, einem Steuermann, einem Maschinisten, einem Obermaat und einem Obermatrosen.

Das Boot — man hatte es „Kronprinzessin Cäcilie“ getauft — machte anfänglich etwa vier Seemeilen Fahrt in der Stunde; man steuerte die dreihundert Seemeilen entfernte Cookgruppe an. Dem britischen Residenten daselbst machte Luckner, der sich als Holländer ausgab, weis, es handle sich um eine Wettfahrt im offenen Boot von Honolulu über die Cookinseln nach Tahiti und zurück; sie bäten um einen Ausweis, der ihnen bescheinigen sollte, daß sie hier gewesen seien; auch hätten sie gern Wasser, Büchsenspeisen und frisches Obst. Ihre Bitte wurde gewährt. Hatte es das Wetter bislang gut mit ihnen gemeint, so wurde das auf der Strecke nach Aitutaki, wo sie sich eine Prise versprachen, zusehends schlechter. Schwere Seen spülten dauernd in das Boot herein; alles wurde durchnäßt, zumal die Spritzwellen das Trocknen der Sachen verhinderten, wenn wirklich einmal der Regen aussetzte. Nur durch glücklichen Zufall entrannen sie einigen Wasserhosen. Sie waren froh, als sie in Aitutaki an Land gehen konnten. Da die neugierige Eingeborenenschar das Boot dicht umlagerte, konnten sie freilich ihre Sachen auch jetzt nicht trocknen; das darunter verborgene Waffenlager wäre ja sonst zum Vorschein gekommen. Doch auch so ahnte die Bevölkerung wohl, was für eine Bewandtnis es mit den angeblichen Sportsleuten hatte; der Resident, der eine Besichtigung des Boots vornahm, unterließ ihre Festnahme auch wohl nur darum, weil er es nicht auf einen Kampf ankommen lassen wollte, und so sorgte er denn wenigstens dafür, daß sie so schnell wie möglich weitersegelten.

Wieder waren sie auf hoher See und sichteten dreizehn Tage lang kein Land. Tagsüber von der Tropensonne verbrannt, nachts frostschauernd in der bitteren Kälte, stets klitschnaß, sich nur von Wasser und Brot ernährend, verfielen sie allmählich in tiefe Erschöpfung, dabei wurde jetzt das Wasser knapp; Regenwasser im Segel zu sammeln, hatten sie längst aufgegeben, da das Tuch vom ewigen Wasserdampf des Meeres ebenso salzüberzogen war wie alles im Boot und nur brackiges Wasser hergab; kein Wunder, daß sich bereits die Anfänge des Skorbuts bemerkbar machten. Schließlich kam Niue in Sicht; die Gewehre wurden klar gemacht; man hißte die deutsche Kriegsflagge. Die Eingeborenen kamen nun herangepaddelt und brachten Bananen; dem Skorbut wurde damit Einhalt geboten.

Am zweiundzwanzigsten Tage der Fahrt konnten sie sich endlich auf einer der kleinen Fidschiinseln ein wenig die Beine vertreten. Dann nahmen sie Kurs auf die großen Fidschiinseln. In einem geschützt liegenden Golf, wo sie die Nacht vor Seeanker zubrachten, wären sie auf ein Haar gegen das Riff geworfen worden, konnten indes noch rasch Segel setzen und klar kommen, weil das Riff dem sie zutrieben, sich zu ihrem Glück nicht geradlinig hinzog, sondern knieförmig abbog. Ein Boot kam ihnen entgegen, um Hilfe zu bringen; so mußten sie denn schon hinein in den feindlichen Hafen, wo sie zahlreiche Schiffe fanden, die dort Schutz suchten — die Erklärung dafür, daß sie draußen kein Kaperziel gefunden hatten. Ein Kutter verließ auffälligerweise sofort den Hafen; er hatte, wie sich später herausstellte, Verdacht geschöpft und wollte die Behörde benachrichtigen. Graf



Luckner war daher froh, daß er am andern Vormittag wieder loswerfen konnte; aber eine schwere Regenbö trieb ihn zurück, und er mußte noch eine zweite Nacht in jenem gefährlichen Ort bleiben. Ein mißtrauisches Halbblut hatte inzwischen eine Verschwörung angezettelt; wäre nicht die Besatzung an Bord geblieben, hätten seine Helfershelfer das Boot nachts zum Stranden gebracht. Sie hätten es freilich kaum noch gebraucht; denn ein Zweimastschoner war unterdessen in den Hafen eingelaufen; sie beschlossen, als Fahrgäste mitzufahren und ihn unterwegs zu kapern. Der Kapitän, dem sie sich als Amerikaner vorstellten, wollte sie auch mitnehmen; so verpackten sie denn am anderen Morgen Waffen und Uniformen in Zeugsäcke und begaben sich an Bord des Schoners, wo sie den Augenblick kaum erwarten konnten, wo es auf See ging und sie die deutsche Flagge hissen konnten. Da lief auf einmal ein Dampfer in den Hafen ein, ließ ein Boot zu Wasser, und ein Offizier und vier indische Soldaten steuerten zu ihnen heran. Es wäre ihnen ein leichtes gewesen, den Offizier — den einzigen, der einen Revolver bei sich führte — über den Haufen zu schießen; aber sie waren in Zivil überrascht und wollten nicht zu Heckenschützen werden; so ließen sie sich denn verhaften, und der Traum von der erneuten Kaperfahrt war zerronnen.

In seinem Buch „Seeteufel“, hat Luckner erzählt, wie es ihm schließlich gelang, zusammen mit anderen deutschen Kriegsgefangenen aus der neuseeländischen Gefangenschaft mit dem Motorboot des Kommandanten zu entfliehen und einen Schoner. die „Moa“, zu kapern, wie aber ein zweiter Schoner, den sie leichtsinnigerweise hatten laufen lassen, Meldung erstattete, so daß ein Hilfskreuzer sie bald wieder einfing.

Die achtundfünfzig Mann, die auf Mopelia zurückgeblieben waren und aus den abgehörten Funksprüchen die Gefangennahme des Kommandanten ersahen, konnten einen französischen Segler kapern, der auf der Insel anlegte, — ein ehemaliges deutsches Schiff, das die Franzosen während des Krieges aufgebracht hatten. Auf ihm wollten sie über Kap Hoorn die Rückfahrt in die Heimat versuchen. Beim Absteuern von der Osterinsel indessen lief es auf ein blindes Riff auf und ging so den Seeadlerleuten verloren. Ein chilenischer Schoner nahm sie dann vier Monate später nach Chile, wo sich die deutsche Kolonie ihrer annahm.

Diese Schilderung entnahmen wir dem im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, erschienenen Buch von Stanley Rogers „Kleinsegler des Weltmeeres“. Dies ist ein männliches Buch für die Freunde des Meeres, die die Einsamkeit lieben und die Gefahren der tobenden See. Es beschreibt die abenteuerlichsten und seltsamsten Fahrten, die in den letzten Jahrhunderten auf dem breiten Rücken der Ozeane ausgeführt worden sind. Mit Bewunderung erzählt Stanley Rogers etwa von den Fahrten der Deutschen Kapitän Kircheiß, Graf Luckner, Rudolf Ude mit seinem nur 7 Meter messenden Spitzgatter, Paul Müller, der „Von Hamburg nach Amerika für Heimat und Liebste“ segelte, oder des 28jährigen Schiffsoffiziers Franz Romer, der es als bisher einziger fertigbrachte, das Weltmeer im Faltboot zu bezwingen.

Münchhausen erzählt.

„Einst machte ich auf einem Hengst einen weiteren Ritt, und bei der Heimkehr bemerkte ich am Park ziemlich nahe bei den Gebäuden ein großes Tier, über dessen eigentliche Natur ich bei der schon beginnenden Dämmerung und dem schnellen Vorüberreiten im Zweifel blieb.

Kaum war ich abgestiegen, als ich in den Park zurückeilte, um mich zu überzeugen, ob das ein Hund oder was sonst gewesen wäre, und als ich in den ersten, noch blätterlosen Laubengang einbog, kam mir sofort das fragliche Tier mit offenem Rachen entgegengesprungen. Trotz der von Augenblick zu Augenblick zunehmenden Dunkelheit erkannte ich an seinem ganzen Gebaren, daß ich keinen Hund, sondern einen Wolf vor mir hatte.

Was aber nun tun? Waffen hatte ich nicht bei mir. Sogar meine Pistolen hatte ich in den Satteltaschen stecken lassen, und mit jeder Sekunde kam mir das Raubtier näher. Ein Fluchtversuch schien aussichtslos, auch ist es in unserer Familie nicht Sitte, sich einer Gefahr durch die Flucht zu entziehen. Unwillkürlich ballte ich die Faust und fuhr damit dem Wolf in den geöffneten Rachen. Natürlich stieß ich meiner Sicherheit wegen immer weiter und brachte meinen Arm bis an die Schulter hinein. — Aber was nun? Ich kann nicht behaupten, daß mir die Situation besonders zusagte.

Bedenkt nur: Stirn an Stirn mit einem Wolf! Wir äugelten uns eben nicht sehr lieblich an, und in den schielenden Augen des Untiers las ich deutlich seinen Entschluß, mir, wenn ich den Arm zurückzog, auf den Leib zu springen. In dieser verzweifelten Lage packte ich zu, ergriff sein Eingeweide, und während Musje Isegrim vor Schmerz heulte und nicht zubeißen konnte, kehrte ich den ganzen Kerl wie einen Handschuh um, das Äußere zu innerst, und schleuderte ihn so zu Boden, wo ihn der Gärtner am andern Morgen fand. Durch diesen wurde das Abenteuer bekannt, denn ich hatte natürlich nicht davon gesprochen.

Die andern hielten es aber für eine große Heldentat! — Ich muß übrigens gestehen, daß ich dieselbe Prozedur nicht unter allen Umständen hätte wiederholen mögen, zum Beispiel, als mir bald darauf in Petersburg in einer engen Straße ein toller Hund nachsetzte, ließ ich mich auf gar keine Gegenwehr ein, sondern setzte eiligst meinen Weg fort; damit ich aber besser und leichter springen konnte, zog ich meinen Rock aus und warf diesen dem Hunde hin als Opfer, um mich loszukaufen, d. h. um Zeit zu gewinnen, mich in ein offen stehendes Haus zu flüchten, während der tolle Hund seine Wut an dem Rock ausließ, bis Leute herbeikamen, die ihn totschlugen und mir den Rock nachbrachten, der nur wenige Risse davongetragen hatte. Zu Hause beauftragte ich meinen Bedienten, die kleinen Defekte durch meinen Schneider ausbessern zu lassen — und einstweilen hing Johann das Kleidungsstück in meine Garderobe.

Am anderen Morgen weckte mich aber sein Geschrei: „Herr Baron! Herr Baron! Ihr Überrock ist toll!“ — Eiligst sprang ich auf, warf einen Schlafrock über und folgte dem Menschen in meine Garderobenstube, und richtig, mein Überrock war toll geworden; ich fand alle meine Kleider umhergezerrt und in Stücke gerissen. Vor meinen Augen fiel der tolle Überrock über ein neues Galakleid her und zerschüttelte es auf eine unbarmherzige Weise. Mit einem Pistolenschuß machte ich dem Ding ein Ende — und ließ dann sämtliche Kleider verbrennen, um nicht weiter derartiges zu erleben.

Fast möchte ich nun Abstand nehmen, meine werten Freunde, nachfolgende Geschichte zu erzählen, die ich schon mehrere Jahre früher erlebt habe, und die mir durch das vorher erwähnte Abenteuer mit dem Wolf wieder frisch in die Erinnerung kommt.

Nach einer großen Jagd nämlich hatte ich in meinem Beisein in der Waschküche meines Schlosses einstweilen alles erlegte Wild aufhäufen lassen, und der Jäger hatte einen von uns für tot gehaltenen Fuchs ausbalgen müssen. Zufällig kam ich nach einer halben Stunde, ich weiß nicht mehr weshalb, wieder in den Raum — und sah zu meiner Überraschung, daß jener Fuchs nicht tot, vielmehr wieder zu sich gekommen war, und im Begriff stand, den abgezogenen Balg, wie einen Pelzrock, wieder überzuziehen.

Mit einem Arm sozusagen steckte er schon drin und bemühte sich eben, den zweiten einzuzwängen, als ich dazukam und mit einem: „Sachte, Canaille!“ ihm das Handwerk legte.

Ja, mit dem Rackerzeug kann man was erleben!

So hatte ich, weil es in Rußland nicht Sitte ist, zu Pferd zu reisen, meine beiden kostbaren Pferde dem mir vom Grafen Przobofsky mitgegebenen Reitknecht anvertraut, und die letzte Station vor Petersburg in einem Rennschlitten gemacht.

In dem letzten Walde vor den Toren der Stadt kam ein entsetzlicher Wolf mit dem gefräßigsten Winterhunger hinter dem Schlitten her.

Bald hatte er uns eingeholt, und mechanisch legte ich mich platt im Schlitten nieder. Was ich vermutete, geschah!

Der Wolf setzte über mich fort, stürzte sich wütend auf das Pferd und verschlang auf einmal das ganze Hinterteil des armen Tieres, das nun vor Schrecken und Schmerz noch schneller lief. Unbemerkt hob ich jetzt mein Gesicht, und sah mit Entsetzen, daß der Wolf sich beinahe über und über in das Pferd hineingefressen hatte.

Jetzt nahm ich meine Zeit wahr und hieb ihm tüchtig mit der Peitsche aufs Fell. Solcher Überfall in diesem Futteral verursachte ihm keinen geringen Schrecken. Mit aller Macht strebte der Wolf vorwärts, der Leichnam des Pferdes fiel zu Boden, und siehe da, an seiner Stelle steckte der Wolf in dem Geschirr.

Natürlich ließ ich ihn nicht zur Besinnung kommen, sondern peitschte immer wacker drauf los. So ging 's im Fluge nach Petersburg hinein zum Entsetzen aller Zuschauenden und uns Begegnenden. Erst vor dem Palais des Feldmarschalls hielt ich still. Graf Münning stand zufällig am Fenster und wollte sich vor Lachen ausschütten bei unserm Einzug.

Eine bessere Einführung hätte ich gar nicht haben können, und hiermit lassen Sie mich für heute schließen, meine Herren!“

Einfache groß macht, so groß, daß es unerreichbar scheint und doch nur das ist, was wir alle im Herzen tragen. Wenn es schwer ist im Leben, sollte man sich solches leise oder auch laut vorsprechen, jedes Wort tönend sprechen — ich glaube, daß das Schwere nicht mehr so schwer ist, daß das Drängende still wird. Es gibt noch mehr solcher Gedichte.“

„Sagen Sie uns noch eins, Feldwebel Bob.“

„Ja, Großvater, wenn wir heimgehen. Jetzt singen wir nochmal.“

Se singen ein Lied von der Heimat, in der die Mühlen rauschen und die Liebste untreu ist, sie singen noch einmal das Lied vom Holderstrauch und dann das zur guten Nacht.

Ein wenig traurig sind diese Lieder, aber Maantje denkt nicht, sie weiß vielleicht auch nicht, daß alle, die sie sehen, vor dem schönen Bild der entrückten zarten jungen Liebe die Herzen neigen. Sie fühlt nur, indem sie leise mitsingt, daß dieses alles so schön ist wie nie in ihrem Leben.

„Das Gedicht, Bob.“

„Ja, Maantje, das schönste deutsche Gedicht aller Zeiten. Goethe.

Über allen Gipfeln
ist Ruh;
in allen Wipfeln
spürest du
kaum einen Hauch;
die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
ruhest du auch!“

Ja, so stehen die Tage des inneren und äußeren Ausruhens wie die jungen Bäume in der flanderischen Landschaft, grün, voll Hoffnung und Zuversicht. So senken sich die Abende in die Nacht eines gläubigen Vertrauens.

Die beiden Wochen sind stark. Unter dem Geröll des steinigen Feldes, darüber die Füße wund und rissig den blutigen Weg gegangen sind, regt sich die gleich wunde Seele, zart und schüchtern froh, wie ein Kind froh ist, das aus der steinernen Stadt herausgeführt zum ersten Male das Blühen einer Wiese sieht und mitten darin steht — — — aber auch quälend, drängend, bittersüß, schon wieder zitternd unter dem Ahnen eines großen Verhängnisses.

Es ist ja Krieg. Irgendwo da vorn lebt er sich in seinen ungeheuren Maßlosigkeiten aus. Wie die Wolken den jungen Baum draußen überschatten, tastet über den Tag, einen Abend langsam jene Dunkelheit, die keine Tröstung hat, die schlummerlos ist. Es schreitet in den schmalen Straßen der Stadt unsichtbar die bleiche Gestalt und wirft ihren Schatten gegen die Häuser, darin Soldaten schlafen oder nicht schlafen und mit den brennenden Augen ins Wesenlose starren.

Das Spiel der Tage ist nicht mehr leicht und das unbekümmerte Walten und Wirken der mütterlichen Erde schmerzt und macht müde. Unerbittlich ist das Wissen um das Ende, unerbittlich das Gefühl des Einmaligen.

Nur einer scheint von diesem Bewußtsein, von der Ahnung des drohenden Schattens unberührt zu bleiben. In allem Tun, mit jedem Wort und jedem Lied steht Robert Schmidt in seinem Garten.

Da kommen junge Ersatzmannschaften zum Auffüllen der Kompanie. Ihr wißt, was das bedeutet, und ihr blickt erst darein. Bob betrachtet die jungen Gesichter, lacht, als wenn es nichts wäre, daß sie, die noch unberührt sind, vielleicht schon morgen das Zeichen tragen können, lacht wie einer, der gar nicht mehr Soldat ist.

Wie sehr aber Bob Soldat ist, das weiß er allein. Das hat er mit sich auszumachen.

(Fortsetzung folgt.)